

„Zeitreisen ist eine Überlebensnotwendigkeit“

Der Schweizer Reporter Georg Brunold hat „Nichts als die Welt“ editiert, einen knapp 700-seitigen Folianten mit „Reportagen und Augenzeugenberichten aus 2500 Jahren“. Im Interview erzählt er, nach welchen Kriterien er die Texte ausgewählt hat, warum der notorische Geschichtenerfinder Ryszard Kapuściński ein großer Erzähler, aber kein großer Reporter war, warum „Lettre“ interessanter ist als „Spiegel“ oder „Geo“ und sich Reporter besser nicht an Aristoteles orientieren sollten

Lieber Herr Brunold, warum brauchen wir Reporter dieses Buch?

Was die gedruckten deutschsprachigen Medien unserer Gegenwart am meisten behindert, ist ihr Begriff von Aktualität. Aufs tägliche Pressemenu wird gesetzt, was in der Suppe von heute schwimmt und womöglich gestern da noch nicht gesehen wurde. Gewiss, auch von der Aktualität ausgewählter älterer oder zeitloser Dinge hört man hie und da, von der Aktualität der Bibel zum Beispiel, aber dann im Kontext der Tagespolitik unserer Kirchen. Fast nichts an unserer Gegenwart findet eine Erklärung in dieser selbst. Wir sind dazu auf die Vergangenheit angewiesen, nicht ein bisschen, sondern auf große Strecken davon, und soweit wir von dieser auch noch ihre eigene Stimme hören können, wollen wir uns nicht mit Geschichtsunterricht zufrieden geben. Wer vom Lauf der Welt etwas kapieren will, hat sich selbst zum Generalisten weiterzubilden, und das muss wohl auch für professionelle Welterklärer gelten, zu denen Reporter zählen. Das Buch enthält auf seinen letzten 80 Seiten übrigens eine kommentierte Handbibliothek für solche Generalisten.

Warum war es Ihr Wunsch, dieses Buch zu machen?

Es war ein Knabentraum. Ich weiß nicht, wie oft ich in den letzten 25 Jahren Egon Erwin Kischs Sammlung «Klassischer Journalismus» verschenkt habe – in allen möglichen beim Antiquar erstandenen Ausgaben. Kischs Buch erschien erstmals 1923, und seither wurde in deutscher Sprache nichts Vergleichbares gemacht. Aber dann hat sich mir auch schon vor längerer Zeit eine regelmäßige Beobachtung eingeprägt, schon bevor ich mit 30 Jahren hauptamtlicher Journalist wurde: Allen wirklich interessanten Köpfen, die ich kennen gelernt habe, ist eines gemeinsam: sie lesen nicht bloß Neuerscheinungen, sondern ein Leben lang immer wieder in allen Epochen der Weltgeschichte herum. Ich habe mich im Augenblick grad selber wieder einmal von Cicero zu entwöhnen, obwohl der in der Sammlung schließlich gar nicht untergekommen ist. Sein Sarkasmus ist unerreicht außer vielleicht durch Machiavelli. Er schreibt über Notwendigkeit und Zufall und amüsiert sich über seine Kollegen von der Stoa, die den letzteren leugnen. Seinerseits hält er daran fest, daß «dieser Stein auch von der Decke herabgefallen wäre, wenn Eikadios gerade nicht in seiner Höhle gewesen wäre».

Welche Kriterien haben Sie angelegt bei der Auswahl der Texte?

Da ist erstens die Bedeutung der Ereignisse, zweitens der Rang der Autoren, und drittens hat man Vorlieben. (Die fallen natürlich um so stärker ins Gewicht, je näher man der Gegenwart kommt. Kisch in den zwanziger Jahren nahm in seine Sammlung keine Lebenden auf, weil unter diesen die Klassiker noch nicht zu erkennen seien.) Die Auswahl in «Nichts als die Welt» beschränkt sich auf die traditionellen Kernressorts Politik, Gesellschaft und Kultur. Alles weitere – etwa Natur und Wissenschaft, Technik und die Problematik ihrer Anwendungen – hätte selbst den Rahmen dieses Folianten gesprengt. Innerhalb dessen habe ich mich allerdings bemüht, über den welthistorischen Daten Dinge wie Theater, Musik, Mode und die Welt des Alltags nicht ganz zu vergessen.

Schön ist, daß der kanonische Drall eines solchen Unterfangens das Überraschende nicht ausschließt: von Petrarcas anonymem Brief über die Exilkurie in Avignon bis zum Bericht des Schweizer Gardekommandeurs Ludwig von Flüe, der am 14. Juli 1789 die Bastille verteidigte, von Machiavelli in Deutschland bis zu Simenon mit Hitler im Fahrstuhl, von Voltaire und der Pockenimpfung bis zu Julian Barnes und der BH-Größe der Britannia. Mir persönlich ist nicht klar, weshalb in den Magazinen unserer Gegenwart so gut wie nie etwas Überraschendes anzutreffen ist. An der Welt kann es nicht liegen.

Was ist das Gemeinsame der Texte?

Ich hoffe, nichts, außer daß sie in einer Sammlung von Reportagetexten vereint sind.

Fiel die Auswahl um so schwerer, je aktueller die Stücke sind?

Sicher fiel die Auswahl mit abnehmender Distanz schwerer. Deshalb hab ich dem Verleger schließlich auch vorgeschlagen, mit dem Jahr 2000 aufzuhören und den 9/11 und George W. Bushs GWOT (Global War on Terror) einstweilen den Tageskommentatoren zu überlassen.

Welche sind die Stücke, die ihnen ganz besonders am Herzen liegen? Können Sie beschreiben, warum?

Eine Frage perfider Art – perfide, weil man sich bei solch sportlichen Fragen nach dem Podest nicht drücken und den Spielverderber machen darf. Besser aber auch nicht lange überlegen und guten Gewissens ein klein wenig schwindeln... Ich nenne einige in zeitlicher Reihenfolge:

1) Stendhal mit Napoleon im brennenden Moskau. Das ist Reportage pur und auf höchstem Niveau – und gleichzeitig ein fabelhafter Essay über die ganze Welt und Menschheitsgeschichte.

2) John-Lewis Burckhardts Aufbruch mit der Sklavenhändlerkarawane in den Sudan, 1814. Warum? Weil der Erkenntnisprozess, zu dem ein Reporter sich ins Dunkle, in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eine nie betretene Welt aufmacht und den Leser auf den Sozius bittet, wie bei Burckhardt auch noch heute mit oft höchst heiklen und anspruchsvollen Vorbereitungen beginnt und nicht mit einem der Ansichtskartenästhetik huldigenden Fresko und Vorblick auf die zu erobernde Gesamtlandschaft wie in heutigen Reportagemagazinen.

3) Alexander Herzen und Konstantin Paustowskij, weil ich mir keinen liebevolleren Umgang mit dieser unserer Welt und den sie bewohnenden Menschen vorstellen kann. Was nicht heißt, daß das ein Erdbeertörtchenessen wäre: «Ein Schrei in der Nacht» – kein zweites Reportagestück habe ich je mit einer solchen Gänsehaut gelesen.

4) Natürlich Evelyn Waugh wie immer, nicht bloß hier am Hof von Haile Selassie. Nebenbei hat kein Autor so fulminante, geradezu symphonische Journalistenschelten komponiert. Wahrhaft enorm, wie das abgeht und wohltut.

5) «The Road to Wigan Pear» von George Orwell, dem unbestechlichsten Reporter des 20. Jahrhunderts. Der wie kein anderer die Gabe und die Entschlossenheit hatte, sich auf Elementares und Wichtiges zu konzentrieren.

6) Norman Lewis, vielleicht nur weil es Neapel ist. Und hinreichend gespenstisch. Neapel, diese «einzige Stadt des Orients ohne ein europäisches Wohnviertel», wie der Journalist Edoardo Scarfoglio (1860–1917) seine Heimatstadt genannt hat.

7) Wolfgang Koeppen im Franco-Spanien der fünfziger Jahre. Da fühlen wir uns wie Heine in dem katholisch-schwarzen Schlund des Kölner Doms: «Es brannten Ampeln hie und da,/ Um die Dunkelheit recht zu zeigen.»

Wollen Sie noch mehr? Können Sie's so nehmen? Graham Greene bräuchte ich kaum zu erwähnen. Ich denke er ist einer der ganz großen Stars sämtlicher Reporter meiner Generation und ein, zwei Generation davor. Wie an so vielen anderen Orten war er auch im Liberia der dreißiger Jahre der rechte Mann zur rechten Zeit am rechten Ort. Vielleicht ist über afrikanische Wahlen bis heute kein besserer Text geschrieben worden. «Afrika hat das letzte Wort», sagt er zudem. Auch da könnte er, aufs ganze gesehen, durchaus Recht haben. Natürlich versteht so etwas kein Chefredakteur, leider nicht einmal die Chefs der außenpolitischen Ressorts. Chinesische Spitzenpolitiker haben ihnen da etwas voraus. Es geht nicht bloß um einen künftigen Markt. Unter Afrikas vielen Rohstoffen, die dazu kommen, ist einer von besonderer Art: *Ex Afrika Semper aliquid novi*. Den Grund nannte der reisende und an den Tropen lebhaft interessierte Arzt Hippokrates. Das kommt daher, sagte er, daß sich um die raren Wasserlöcher sämtliche Spezies zusammendrängen und für die wildesten Kreuzungen sorgen. Richtig, es geht um Diversität. So hätten wir also auch Afrika erwähnt, wo ich mittlerweile zwölf Jahre verbracht habe. Im Jahr 2050 werden 650 Millionen Europäern 1,8 Milliarden Afrikaner gegenüberstehen.

Wir von der Aktualität getriebenen Reporter orientieren uns stark am Egon Erwin Kisch-Preis. Sie haben von den vielen dort prämierten Stücken einzig Peter Haffners „Polski Blues“ in Ihr Buch aufgenommen. Warum gerade ihn?

Ist nicht auch Angelika Overaths «Bis ins Mark» mit dem Preis ausgezeichnet worden? Marie-Luise Scherer hat ihn, wenn ich mich nicht irre, mehrmals erhalten.

Außerdem haben es, von den deutschen Reportern der neueren Zeit, Marie-Luise Scherer, Cordt Schnibben, Angelika Overath und Gabriele Goettle in ihr Buch geschafft (sieht man ab von den Autoren Enzensberger, Kermani, Buch, Trojanow und Gauß). Warum sie?

Wallraff haben Sie vergessen. Unbegrenzten Raum bot nicht einmal dieser Band. Und in jüngster Zeit scheinen mir Spitzenvertreter der Disziplin im deutschsprachigen Raum doch nicht eben allzu zahlreich zu sein. Die genannten sind zur Mehrheit Journalisten, mit denen ich mich intensiv auseinandergesetzt habe, und dies mit großem Gewinn für mich. Aber sicher hätte ich gerne mehr gebracht.

Was ist, ihrem Verständnis nach, eine Reportage, und wodurch unterscheidet sie sich von einem Augenzeugenbericht?

Ein Reporter sucht den Ort des Geschehens auf, und sein Bericht hat Autorität, weil vieles darin aus erster Hand ist. Der Reporter ist im Regelfall auch ein Augenzeuge, und dieser Aspekt ist wichtig genug, daß er in den Titel einer solchen Sammlung gehört. Aber das bedeutet nicht, daß Augenzeugenbericht eine besonders gute Definition von Reportage wäre. Diese besteht nebst dem Augenschein vor Ort aus vielem mehr, im besseren Fall aus großen Mengen Vorwissen, aus ausführlichen Recherchen und Einvernahmen nicht nur von Zeugen, sondern von jeder Menge von Leuten, die mit der Geschichte und ihren Protagonisten zu tun haben.

War Lawrence Wright am 11. September 2001 ein Augenzeuge am Ground Zero? Oder Norman Mailer bei der Ermordung Kennedys? Kaum, aber «The Looming Tower» (deutsch: «Der Tod wird euch finden») und «Oswalds Geschichte» sind zweifellos große Reportagen.

Dasselbe ist von Truman Capotes «In Cold Blood» zu sagen. Capote war ja nicht Augenzeuge des Verbrechens, dem er auf tausend Wegen näher zu kommen versucht. Bei Graham Greene lernen wir, daß es im Roman nicht um Plot und Handlung geht. Diese sind Baumaterialien, gewiss nicht unwichtig, aber nicht von größerer Wichtigkeit als für den Architekten, für den es immer um die Verhältnisse zwischen innen und außen und im Zentrum um das Licht geht. Dem Romancier aber geht es um die Charaktere, die er aus der Handlung zu erschaffen hat. Dasselbe gilt für den Reporter. Und außer der Nähe zum Geschehen und den Hauptpersonen ist für die Reportage maßgebend, daß sie jedesmal wieder die Welt zu entdecken hat, daß sie dabei einen unaufhörlichen Erkenntnisprozess dokumentiert und den Leser auch daran, nicht nur am thematisierten Geschehen teilhaben lässt.

Warum sind die Texte, die Sie gesammelt haben und die zum Teil sehr alt sind, heute noch interessant – weil Sie etwas Unerhörtes beschreiben, oder weil sie unerhört gut geschrieben sind?

Natürlich beides, da das eine ohne das andere nicht möglich ist. Aber nein, im Ernst: weil die Texte den Leser in andere Horizonte stellen, ihm andere Perspektiven öffnen, ihn mit anderen Augen sehen lehren, ihn anderen Stimmen als unseren eigenen horchen und mit anderen Gehirnen denken lassen. Kurz: weil Fortbewegung im Raum und noch

mehr in der Zeit unser Gesichtsfeld erweitert. Aber ihre Frage trifft einen Punkt. Allenthalben wird zu viel Aufmerksamkeit für das Bedeutende reserviert und darauf konzentriert, es noch bedeutender zu machen. Am meisten Raum erhält gewöhnlich, was allen schon bekannt ist. Auch etwa bei Journalistenpreisverleihungen fällt immer wieder auf, daß weniger beste Texte als vielmehr prominente und deshalb schon vor der Lektüre preisverdächtige Stoffe prämiert werden.

«Zeitreisen ist für uns alle eine Überlebensnotwendigkeit», schreiben Sie.

Allerdings. Wie ich schon sagte, so gut wie nichts an unserer Gegenwart erklärt sich selber. Und wenn Sie sich vorstellen, Sie fänden sich ganz in dieser Gegenwart eingeschlossen, mitsamt Ihrer Imagination, und dies wohl bald auch ohne die Neunzigjährigen, die jetzt noch mit uns sind – was gibt Ihnen das für Gefühle?

Warum ist die Reportage "eine im deutschsprachigen Raum noch immer verkannte Form der Literatur"?

Wen zitieren Sie da? Ach so, den Klappentext. Ich bin mir gar nicht so sicher, ob sich das so allgemein sagen lässt. Traurig am Anblick der deutschsprachigen Landschaft ist gewiss, daß die Reportage immer wieder ins Buch ausweichen muss. (Und daß meist erst im Buch die Texte in einer Fassung gedruckt werden, mit der sich der Autor einverstanden erklären durfte, und nicht unter der nach Gutdünken auch allein entscheidenden Oberhoheit der «Textpflegeinstanz» – so heißt das auf gewissen Redaktionen tatsächlich.) Traurig und beirrend, daß die Reportage in der Presse kaum einen Ort hat außer in der Samstagbeilage des Zürcher «Tagesanzeiger» namens «Das Magazin». Seltsamerweise ist dieses Heft für mindestens 25 oder 30 Jahre das Vorbild aller Wochenendmagazine der großen deutschen Zeitungen geblieben: «Süddeutsche», «FAZ», «Die Zeit».

«Die Zeit» hat auch ihr Dossier, leider eine sehr selbstgenügsame Sache, jedenfalls stark überwiegend, von den somalischen Piraten will man da erklärtermaßen die Aspekte, die Deutschland und das heißt die Bundeswehr betreffen. Statt der Welt hat alle Aufmerksamkeit der deutschen Außenpolitik zu gelten, eine hochgeachtete Unkultur deutscher Medien. Und an Autoren genügen ebenfalls die des Hauses. Man kann da alles selber am besten.

«Der Spiegel» bringt große Stücke, und als einziges mir bekanntes Nachrichtenmagazin hält er in höchst lobenswerter Weise die Geschichte hoch. Aber er hat die bedauerliche und ärgerliche Angewohnheit, jeden Stoff dermaßen gründlich zu erledigen, daß davon nichts übrig bleibt, zuallerletzt womöglich eine der offenen Fragen, die ihn interessant gemacht haben und weiter interessant sein lassen. Ein eigentlicher Furor des Aufräumens ist da am Werk. Zudem ist für meinen Geschmack da zu viel von dem, was ich einmal, wenn Sie gestatten, als Müllhaufenfresko bezeichnen möchte. Dabei handelt es sich um eine Darstellung des Gegenstandes, die von einer Auseinandersetzung damit weitgehend absieht. Wenn «Der Spiegel» sich einmal an den Rand der Welt vorwagt, zum Beispiel nach Äquatorialguinea, dann stößt er da auf eine Sauerei von wahrhaftig schwer zu übertreibenden Ausmaßen. Nur: Wenn dann im Portrait dieser Gesellschaft keinen Augenblick die Frage auftaucht, wie sich die

Menschen zur Wehr setzen und trotzdem leben, es zumindest versuchen, dann macht diese journalistische Abfertigung die Sauerei nur noch ein wenig größer – und sich selber der Obszönität schuldig. Voyeurismus wird man das nur nennen können, selbst wenn es keinen ungeschmälerten Genuss mit sich bringt.

Warum währenddessen Versuchsballons auf dem Zeitschriftenmarkt wie die deutsche «Vanity Fair» oder auch «Park Avenue» es gar nicht erst mit Reportagen versuchen, ist mir nicht bekannt. Die Zeitschrift «Transatlantik» gibt es leider schon lange nicht mehr, «du» hat auch kein Geld mehr und scheint überhaupt fast nur noch auf der Redaktion stattzufinden, «mare» allein kann auch keine deutsche Reportagekultur pflegen, und so liest man Reportagen auf deutsch fast nur in den Übersetzungen von «Lettre International» – viermal im Jahr. Was GEO angeht, «Das Reportage-Magazin», wie es über dem Impressum steht, oder wollen Sie da überhaupt noch mehr von dieser Art anmaßender Blattkritik?

Na klar, jetzt, wo wir einmal dabei sind...

Als ich als politischer Redakteur und Textchef zu «du» geholt wurde, begann ich, mich ins Studium der Genres und Gefäße zu vertiefen. «du», ein luxuriöses Vehikel für Reporter fürwahr, in dem alle fahren wollten, bot dazu Gelegenheit und auch die Freiheit zu weitgefächerten Experimenten. Ich erinnere mich an einige Fälle, in denen wir mit GEO einen Autor oder einen Fotografen teilten. Nun hatte ich Gelegenheit, ein Jahr lang eine Doppelnummer über Vietnam zu machen, nicht mit unbeschränkten Mitteln, aber in persönlicher Auseinandersetzung mit wirklichen Größen der Gegenwartspublizistik, Jean Lacouture, Stanley Karnow, Ian Buruma und vier, fünf der wichtigsten lebenden Autoren Vietnams und mit sämtlichen großen Fotografenveteranen des Vietnam-Kriegs, die sich zu ihren Erfahrungen alle auch schriftlich äußerten. Verlockendere Einsätze hätte ich mir auf der Welt nicht ausdenken können.

Anschließend kam mir das «GEO *Special* Vietnam, Laos Kambodscha» von 1998 in die Hände, unter wasserfestem Plastiktitel, und darauf: «Mekong. Harmonie im Reisfeld», ja überhaupt: «Der ganze Zauber Indochinas». Solche Erzeugnisse hätten mir jedenfalls keine Lust darauf gemacht, meine Stelle zu tauschen und ins große Presse-Mekka Hamburg zu ziehen, eine Stadt, in der ich mich sonst sehr gerne aufhalte.

Aber lassen Sie mich zu GEO aus dem kürzlich erschienenen Roman einer kischpreisgekrönten GEO-Autorin zitieren: «Sie war eine Magazinphotographin. Auch sie gehörte zu denen, die das Fremde verträglich machen. Sie erfand Wirklichkeit als schönen Reiz. Sie arbeitete für die Erwartungen eines Publikums, das alles schon kannte. Das Niveau gab die Werbephotographie vor.»

Wir können diese Diskussion hier nicht führen. Über diese gleichbleibend voll ausgeleuchtete Welt, deren schattenfreies Bild ohne ein Dahinter auf der Wand im Layout ausgespannt ist – und im Printprodukt, in Bild und Wort, den Erkenntnisprozeß zum Abschluss bringt wie ein Autowerk sein letztes Luxusmodell. Eine Welt uniform und zuverlässig wie nur das Medium.

Meine eigenen früheren Berührungen mit GEO hatten bei mir doch den Eindruck hinterlassen, daß in GEO alle GEO zu machen haben, und zwar im engeren Sinn und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bitte gar nichts anderes. Fraglos hätte diese Zeitschrift wie keine zweite die Ressourcen für Experimente in Form und Inhalt. Weshalb nicht auch die Souveränität? Statt dessen der erprobte Hamburger Katalog der Welt. Mit dem die Welt dann glücklicherweise doch nur wenige verwechseln.

Mit Verlaub, mir ergeht es häufig genau anders herum: Reportagen in Lettre erscheinen mir recht behäbig und ermuntern selten zum Weiterlesen, während mich die besten Reportagen aus „Spiegel“, „Zeit“ und „Geo“ unterhalten, teilhaben und begreifen lassen – und ohne Pomp und Ausschweifung auskommen.

Da kann ich Ihnen nicht folgen. Frank Berberich von «Lettre» hat kein Geld, um deutsch schreibende Reporter auf den Weg zu schicken. Ihm bleibt nichts übrig, als aus West und Ost das Beste zusammenzutragen. Deshalb haben wir in den Reportagegefäßen von «Lettre» regelmäßig Texte, die man, im besten Sinn des Wortes, zur neuesten Weltliteratur zählen muss: Nicholas Shakespeare, Timothy Garton Ash, Mark Tully, William Langewiesche, Lawrence Wright, Mark Danner, Philip Gourevich, Jon Lee Anderson, Pico Iyer, Liao Yiwu, Amitav Gosh, Ahmed Rashid, Tariq Ali, Jean Hatzfeld, Anna Politkowskaia. Wie viele deutsch schreibende Journalisten sähen Sie in diesem Kreis? Ich denke schon, da müssten manche erst einmal mehr Heine lesen. Unter anderem.

Sie schreiben: "Wer eine wahre Geschichte zu erzählen hat, kommt - Obacht, Fiction! - nicht ohne Einbildungskraft und Phantasie vom Fleck." Wie viel davon ist in einer Reportage erlaubt? Können Sie Beispiele geben für das, was Sie für zulässig halten, und für solches, wo Sie eine Grenze überschritten sehen?

Die Außenwelt oder, wenn Sie lieber wollen, die Wirklichkeit besteht aus Vermutungen und Annahmen, aus nicht oder nicht befriedigend beantworteten Fragen. Sie besteht nicht zur Gänze aus dem Eisenbeton einwandfrei erwiesener Tatsachen. Ein Detektiv sollte einen Verdacht fassen können – eine Leistung, die nicht ohne Phantasie auskommt. Ein Reporter ohne Einbildungskraft kommt nicht einmal auf eine wichtige Frage. Ein Reporter allerdings, bei dem grundsätzlich nichts stimmt von dem, was er schreibt, wie das zum Beispiel leider bei Ryszard Kapuściński der Fall ist, bringt uns die Welt auch nicht näher. Auch wenn er andere Qualitäten hat und «König der König» ein großes Buch ist, obwohl auch da nichts stimmt. Man sollte es nicht als Reportagejournalismus missverstehen. Und wenn das Time-Magazine Kapuściński auf den Titel setzt und als größten Reporter des 20. Jahrhunderts feiert, ist das ausgesprochen läppisch. Man sollte ihn mehr mit Antoine Galland vergleichen, im 17. Jahrhundert erster europäischer Übersetzer von Tausendundeine Nacht. Seine Frage war: wie erzähle ich meinem Pariser Publikum Geschichten aus dem Orient.

Sie selbst sind ein "Reporter doctus". Viele ihrer Reportagen bewegen sich auf der Grenze zum Essay, und im Vorwort von "Nichts als die Welt" schreiben Sie: "Wird die denkende Reportage unter der Hand zum Essay, um so schöner für sie und den Leser". Das widerspricht jener Schule, die ein an Aristoteles oder an amerikanischen Drehbuchlehren orientiertes Verständnis von Reportagen haben:

Konflikt und Handlung, einige wenige Hauptpersonen, Begrenzung von Zeit und Ort.

Die Tragödie nach Aristoteles und die amerikanische Drehbuchdramaturgie haben, glaube ich, nicht das richtige Werkzeug für Reporter im Irak oder im Kongo zu bieten. Zur zeitgenössischen Reportageschule, die jenes Erbe in Anspruch nimmt, darf man sich deshalb getrost im Widerspruch befinden. Die auf Journalisten-Fortbildungsseminaren dozierten Strickmuster sind so unbedarft, daß sie noch nicht einmal erklären helfen, weshalb sogar Reportagen, die sich gehorsamst an ihnen orientieren, dennoch im einen oder anderen Fall gelungen sein können.

Sie schreiben, belustigt, über den in Fortbildungsseminaren "gepaukten" Ablauf von Reportagen - man könne den Eindruck bekommen, "bei der Komposition einer guten Magazingeschichte handle es sich um so etwas wie die Zubereitung von Torten". Ist das nicht gemein, den Konditoren gegenüber? Wie viel Handwerk braucht es, Ihrer Meinung nach, in unserem Metier? Anders gefragt: Wie würden Sie das Schreiben von Reportagen unterrichten?

Die Konditoren haben nicht den Auftrag, die Welt zu erklären, und ich möchte sie sehr zufrieden lassen und schätzen wie bisher. Unser Metier braucht sehr viel Handwerk, von dem sich allerdings nur der kleinere Teil zu Hause erwerben läßt. Ein Teil der Ausführungen in meiner «Bibliothek des Reporters» lasse sich, so sagte mir ein Kollege von der Zeitschrift «Literaturen», als «eigentliche Poetologie der Reportage» lesen. Wenn ich dem etwas hinzufügen möchte, wäre es zunächst ein ganz kleines Büchlein darüber, wie man sich als Reporter in schwierigeren Weltgegenden herum bewegt, sich dort auch Zugänge zu schaffen versucht und wie nicht.

Ich wurde Journalist, weil ich nicht Lehrer werden wollte – das heißt wohl aus einer Mischung von Furcht und Bequemlichkeit, denn ich beneide die Lehrer nicht. Ich selber habe für meinen Beruf bei keiner Tätigkeit mehr gelernt als beim Übersetzen. (Später dann auch beim Redigieren von Übersetzungen.) Übersetzen würde ich allen Reportern als Schule empfehlen. Und wenn ich mit Kollegen eingesperrt würde und diese darauf bestünden, daß wir zusammen Seminare halten, würde ich mit ihnen hervorragende Reportagen oder, einfacher vielleicht, schlechte Übersetzungen davon redigieren wollen.

Natürlich ist es eine Malaise, daß es so wenig befriedigende Journalistenausbildung gibt – was beides, Institutionen und Lehrkräfte, betrifft. Auch auf Redaktionen trifft man nur mit sehr viel Glück hin und wieder auf einen hilfreichen Coach. Wie kaum ein zweites Gewerbe ist der Journalismus ein Wildpark für Autodidakten, ob die lebenslangen Lehrlinge diesen Umstand schätzen oder nicht. Und wie man aus anderen Gebieten weiß, etwa von der Musik und ihren Instrumenten oder vom Tennis und dem Racket: Bei Autodidakten, die nicht wenigstens in einer frühen Phase einen guten Lehrer oder Trainer beigezogen haben, geht ein großer Teil des ganzen schönen Eifers daran verloren, jede Menge suboptimale Routinen einzuüben, die sich später oft kaum noch korrigieren lassen.

Aber trotz allem: Wir alle haben das Privileg, uns kostenlos mit Vorbildern auseinandersetzen zu dürfen, wenn wir nur wollen, statt aus dem hohlen Bauch Backrezepte zu entwickeln.

Das Buch schließt mit einer «Bibliothek des Reporters», in der Sie, in 30 Kapiteln Ihre 230 Lieblingsbücher vorstellen. Warum?

Ich halte große Stücke auf jedes einzelne davon und möchte keines missen, aber um Lieblingsbüchern geht es dabei nicht oder nur am Rand und zufällig. So vielleicht im vorderen Teil, wo es immer wieder einmal unter anderem auch um literarische Vorbilder geht. Selbst da stehen Autoren im Vordergrund, die im Dienst des Lesers ihre Kunst explizit reflektiert, das heißt über das Schreiben geschrieben haben. Greene, Waugh, Naipaul, wenn Sie Beispiele wollen. Aber ich ahnte, daß ich da auf Missverständnisse gefasst zu sein hatte, allein schon wegen der notorischen Faulheit oder in diesem Fall auch wegen legitimer Erschöpfung unter den beklagenswerten Rezensenten dieser 700 Folioseiten. Doch da spricht auch ein durchaus wohlwollender Rezensent der F.A.Z., dem ich nichts von solchen Schwächen nachgesagt haben möchte, von einem «kommentierten Weltliteraturverzeichnis mit leichter Neigung in Richtung von Dietmar Schwanitz' „Bildung“». Das scheint mir nicht sehr zutreffend. Mir schwebte nicht ein Studium generale in Weltkulturgeschichte vor, und selbst wenn Teile daraus so zu lesen sind, wie zum Beispiel die Präsentation einer kleinen Auswahl wichtigster Geschichtswerke, so steht durchweg der handwerkliche Gebrauchswert dieser Bücher im Vordergrund. Bei Schwanitz soll uns ja die Lektüre der von ihm verhandelten Literatur abgenommen werden. Das ist bei meiner Bibliothek nicht der Fall, im Gegenteil. Die Meinung ist durchaus die, daß ebendies die unentbehrlichen Bücher sind, die man nicht nur lesen, sondern haben muss, da man immer wieder auf sie zurückgreifen wird. Wobei ich zuversichtlich war, daß diese Sammlung trotzdem von allgemeinem Interesse ist, nicht nur für Reporter.

Ich schrieb diese dreißig kurzen Stücke für dreißig Nummern der Zürcher Monatszeitschrift «du», und diese Serie hat dem Verleger Wolfgang Hörner die Idee der Anthologie eingegeben. Selber hätte ich mich nicht getraut, ihm damit zu kommen. Meine «Bibliothek des Reporters» ist, wie es ihr Untertitel im Buch sagt, mein persönlicher, seit 25 Jahren gepflegter *Werkzeugkasten*, den ich mit in die Verbannung nähme. Zehn Jahre auf Außenposten in Nairobi und davor die Jahre in Ägypten und Marokko haben mich mit der Notwendigkeit vertraut gemacht, auf die Bestückung der Werkstatt zu achten. Wenn ich als politischer Korrespondent in Nairobi nebenbei von einem Magazin den wunderbaren Auftrag erhielt, ein Stück über den Teufel oder die Hölle zu schreiben, musste ich vor 15 Jahren passen. Ich hatte nicht einmal einen Dante im Haus. Dem ein Stück weit Abhilfe zu schaffen, für ein nächstes Mal, und mir die Autarkie zu sichern, die auch am Ende der Welt Beschäftigung mit jederlei Thema erlaubt – das war der praktische Leitfaden in der Auswahl meiner Bibliothek. Außerdem ist sie das Resultat meiner Auseinandersetzung mit dem Handwerk des Reporters, vor allem mit den Teilen davon, die am Schreittisch ins Spiel kommen.

Wie wäre Ihr „Werkzeugkasten“ zu gebrauchen? Welchen Nutzen kann sich ein Reporter von der Lektüre dieser Bücher erhoffen?

Ich hoffe, das sollte in jeder Lieferung nachzulesen sein. Natürlich finden sich da zu einem guten Teil Ratschläge, wo man sich zu welcher Art Thematik kundig machen kann. Aber gewiss nicht nur, und auch nicht nur studierenswerte Exempel dafür, wie man eine Geschichte angeht. Es geht ums Handwerk Schreiben und Erzählen. Um Dinge wie Subjektivität und Objektivität, um Nähe versus Anschaulichkeit, um das Verhältnis von Stil und Technik, um Fragen, wie gesagt, der Ausrüstung oder um Fragen der Art, wo die Camera zu welchem Zweck aufzustellen ist. Auch um die Frage, was Reportagejournalismus ist, inwiefern er auf die Literatur und auf wissenschaftliche Disziplinen wie Geschichte, Psychologie, Soziologie, Ethnologie usw. angewiesen ist und was er davon zu beziehen hätte. Es geht schließlich darum, wie man schreibt und erzählt, wo und weshalb der Gebrauch von Wörtern wie «weil» oder «deshalb» einen Totalschaden zur Folge hat, gründlicher noch, als wenn einer das Satzsubjekt regelmäßig in Adjektiven ertränkt und so weiter und so fort.

In einigen Fällen habe ich mich von wohlgehüteten Berufsgeheimnissen trennen müssen. Wenn ich ein lachendes oder weinendes Gesicht zu skizzieren habe, dann greife ich zu meinem ganz unschätzbaren Begleiter von Darwin: «The Expression of the Emotions in Man and Animals» (deutsch: «Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren»). Da finden Sie minutiös die Gesichtsmuskulatur und ihre Dynamik erörtert. Es gibt viele Arten, die Augenbrauen zusammenzuziehen, und das kann ganz Unterschiedliches, ja Gegenteiliges zum Ausdruck bringen. Und wenn Sie zum Beispiel mehr darüber wissen wollen, was Erzählen vom Dozieren unterscheidet, dann kenne ich dazu keinen aufschlussreicheren Text als jenen knappen Essay von Borges: «Die Erzählkunst und die Magie».

Interview: Ariel Hauptmeier